

Neueste Nachrichten

Redaction: Bernspracher Amt 1 Nr. 3897.
 Expedition: Bernspracher Amt 1 Nr. 4571.

Unabhängiges Organ.
 Gelesenste Tageszeitung Sachsens.

Redaction und Hauptgeschäftsstelle: Bühlengasse 63.
 Postfach für Abonnenten- und Inseraten-Kassa Nr. 20.
 Originaldruck in lithogr. G. Schneider, Köpcke & Co. Leipzig.
 Druckerei: G. Schneider, Köpcke & Co. Leipzig.
 Verlags- und Druckerei: G. Schneider, Köpcke & Co. Leipzig.
 Verlags- und Druckerei: G. Schneider, Köpcke & Co. Leipzig.

Neu eingetroffen eine großartige Auswahl
Moderner Zimmer-Uhren. 2491
 Alle Preislagen! 2jährige streng reelle Garantie!
G. Smy, Uhrmacher,
 Moritzstraße 10, Ecke König-Johannstraße.

Die deutsche Kammer umfasst 28 Zeilen. Roman siehe 1. Beilage, Waarenbericht der städtischen Markthalle zu Dresden und „Haus und Herd“ 2. Beilage, Fahrplan der Königl. Sachs. Staatsbahnen, der Sachs.-Böhm. Dampfverkehrsgesellschaft, der Traubeneisenbahn Völschwig-Weißer Hirsch Seite 6, Handelsamtliche Nachrichten Seite 4.

Die Kaiserin von Oesterreich ermordet!
 Wien, 10. September. (Wiedung der Schweizerischen Telegraphen-Agentur.) Die Kaiserin von Oesterreich, welche heute Mittag gegen 2,1 Uhr das Hotel Beauvillage verließ, um sich zur Landungsstätte der Dampfer zu begeben, wurde in roher Weise von einem Menschen angefallen und getötet, so daß sie niederfiel. Sie erhob sich alsbald wieder und gelangte bis zum Schiff, wo sie das Bewußtsein verlor. Der Capitän eutschloß sich, auf das Frängen der Personen des Gefolges, das Abfahrtszeichen zu geben. Kurz darauf stoppte das Schiff und kehrte zur Landungsstätte zurück. Da die Kaiserin noch immer ohne Bewußtsein war, schaffte man sie auf einer improvisirten Tragebühre in das Hotel zurück, wo sie einige Augenblicke später verschied. Man stellte fest, daß die Kaiserin durch einen Schuss in die Gegend des Herzens verwundet worden war. Der Mörder wurde verhaftet. Es ist ein italienischer Anarchist.

im Finstern schleichenden Roite jener verrückten „politischen“ Meuchelmörder ein freundliches Wohl geboten war, hat Oesterreichs Kaiserin das blutige Verhängniß erreicht, dessen Kunde die Welt in tiefer Trauer steht.

Wir können heute, bei vorgeschrittener Stunde und drängender Zeit, nur wenig kurze Notizen aus dem Leben der dahingemordeten Fürstin anführen, und müssen uns eine ausführliche Würdigung ihres Lebensganges für die nächste Nummer vorbehalten. Die Oesterreichische Kaiserin, geboren am 27. December 1837, ist eine Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern, vermählt war sie mit Kaiser Franz Josef I. seit dem 24. April 1854. Aus der Ehe gingen hervor 1. die Erzherzogin Gisela Louise Marie, geboren am 12. Juli 1858, verheiratet seit 1873 mit Leopold, Prinz von Bayern, 2. Erzherzog Rudolf, Kronprinz, geboren am 21. August 1858, gestorben am 30. Januar 1889 und 3. die Erzherzogin Marie Valerie, geboren am 22. April 1868, vermählt seit 1890 mit Franz Salvator, Erzherzog von Bayern.

Die Kaiserin wünschten würden. Der Widerspruch, in welchen sich unser Kaiser, bewußt oder unbewußt, zum Zaren gesetzt hat, indem er das als bestes Mittel zum Dienste des Friedens bezeichnete, was jener als eine Gefahr des Friedens hingestellt hatte, muß im Ausland Aufsehen erregen und dem Glauben an einen prinzipiellen Gegensatz über gar an eine Verstimmung zwischen beiden Herrschern hervorgerufen, die thatsächlich nicht besteht. In ganz gleicher Weise müssen die sich kreuzenden Meldungen über die mysteriösen englisch-deutschen Abmachungen ebenfalls in allen politischen Kreisen die Idee erwecken, als ob wir uns in der That zu einer Schwärzung vorbereiten, welche uns von der Seite Rußlands an die Seite Englands führen soll, ein Experiment, welches bekanntlich schon einmal zum Unglücke Deutschlands versucht wurde. Wir können nicht glauben, daß maßgebende Stellen in Deutschland wirklich derartige Intentionen hegen, aber schon die Thatsache, daß in die zukünftige Haltung unserer auswärtigen Politik Mißtrauen gesetzt werden kann, ist ein Beweis dafür, daß sich etwas geändert hat. Gerade jetzt aber brauchen wir die Freundschaft Rußlands mehr als je, gerade jetzt könnte uns ein gutes und klares Verhältnis zu unserem östlichen Nachbar ungewissermaßen große Sorgen ersparen.

Die letzte Zeit brachte uns ja bekanntlich nicht nur die Petersburger Friedensbotschaft — die sich als ein Danaergeschenk erwies, indem sie die fast vergessene, elsass-lotharingische Frage in Frankreich abermals in Fluß brachte — sondern auch die Zuspitzung der Dreifachkrisis in Frankreich, welche, wie immer sie jetzt auch enden möge, für uns jedenfalls äußerst unangenehme Konsequenzen im Gefolge haben kann. Regierung und Volk von Frankreich beharren in ihrer überwiegenden Majorität bei dem Glauben an die Schuld des Dreifaches und werden zur Revision nur widerwillig durch die Umstände gezwungen. Wird Dreifach diesmal freigesprochen, werden die Franzosen in ihrer Empfindlichkeit unheilbar getroffen, wird vor ihren Augen ihr größter Stolz, die Arme und die Generalität, sowie Obrigkeit und Justiz in den Schmutz gezogen und besudelt, so könnte die furchtbare Wuth über diese öffentliche Demüthigung und über die eingerissene Corruption das Volk in eine derartige Erregung versetzen, daß jede Minorität im Stande wäre, unüberdenkliche Entschlüsse hervorzurufen. Das französische Heer könnte sich nur in einem kriegsähnlichen Zustand erheben, und dieser Krieg könnte nur gegen Deutschland geführt werden, dessen Vresse ja durch ihre fortgesetzte Partheinahme und durch ihre theilweise gereizte Schwärze schon lange Jagd- und Raubgeföhle bei den Führern der Chauvinisten erweckt hat. Auf die, aus diesem nationalen Taumel herauswachsende Kriegsgefahr weist jetzt in einem offenbar inspirirten Artikel die „Kön. Ztg.“ hin. Wir haben gleich zu Beginn der Dreifachcampagne auf diese drohende Gefahr aufmerksam gemacht, eine Gefahr, bei welcher von unseren beiden Verbündeten, Oesterreich und Italien, — wenn überhaupt nur geringe Unterstützung heute zu erwarten stände. Wir warnten damals davor, sich in fremde Händel einzumischen und politische Dinge da, wo das Interesse eines ganzen Volkes und Landes auf dem Spiele steht, nicht mit dem Geföhle zu betreiben, sondern vorsichtig zurückhaltend und kühl zu beurtheilen. Die Weisheit der deutschen Mächter

Eine ereignisreiche Woche.
 (Von unserem Berliner Bureau.)

Berlin, 9. September.
 Eine bewegte, wenn auch behauerlicher Weise keineswegs erquidliche Woche liegt hinter uns! Es ist seltsam: Wir leben im tiefsten Frieden, all die scharfen Auseinandersetzungen der Großmächte in fernem Welttheilen, all die erregten Differenzen, all das Siedelgerassel der letzten Zeit hat nicht vermocht, die feste Ueberzeugung an die Fortdauer dieses Friedens zu erschüttern. Und doch will es seit Kurzem nicht mehr gelingen, jenes bestemmenden Geföhls sich zu entleiben, welches, ohne sich eigentlich auf greifbare Motive zu stützen, doch ein Gewitter am politischen Horizont vorausahnt. Wir wollen hier gleich erklären, daß wir keineswegs zu jenen Schwarzsehern gehören, welche aus der augenblicklichen Zuspitzung der internationalen Situation bereits heute eine telegraphische Bervoidelung herauslesen wollen; aber daß die allgemeine Weltlage sich seit einiger Zeit verdüstert hat, das ist kaum noch in Abrede zu stellen. Es hat ganz im Stillen eine Verschiebung stattgefunden, deren Ursprung und Ziel weiteren Kreisen bis jetzt zwar noch völlig unbekannt geblieben ist, die aber immer größere Massen an die Oberfläche zu werfen beginnt, und die daher der öffentlichen Beachtung unterbreitet werden muß. Es ist zwischen Berlin und Petersburg einerseits und Berlin und London andererseits nicht Alles so, wie es

Es ist eine grauenvolle Kunde, welche uns der Telegraph soeben überbringt! Sie wird in der ganzen kultivirten Welt einen lauten Schrei der Empörung wecken. Das Stille eines elenden Nordbuben jault sich in die Brust einer kranken, wehlosten Frau, einer Frau, die — trotzdem sie auf der Menschheit höchsten Stand — Stand und Nummer ganz in ihrem Leben hatte ertragen müssen. Der Dolch durchbohrt die Brust einer gekrönten Duldlerin — ein von herbem Leid umwölkt Leben erndigt von der Hand eines feigen Nordbuben aus jener Kaste der unwürdigen Verworfenen, welche mit Bombe und Loh ihre schändliche Götzen von Zeit zu Zeit der schauernden Welt in das Gedächtniß zurückrufen. . . .

Hierzu, es liegt eine erschütternde Tragik in dieser blutigen That, die der Telegraph heute Abend in alle Winde trägt, eine Tragik, deren Tiefe sich gegenwärtig, wo die Welt noch unter dem schrecklichen Eindruck der Schreckensbotschaft steht, noch nicht voll erfassen, nicht in richtige Worte kleiden läßt. . . .

Hund um den Kreuzthurm.

Guter Mond, Du gehst so stille . . .
 Nun ist sie bald da, die Zeit des fallenden Laubes und der kühnen Drogen. Die Natur geht allmählich zur Ruhe, und das lässige Saisonleben mit seinen Theater- und Varietés-Vorstellungen, mit seinen philharmonischen und unharmonischen Concerten, großen und kleinen Bällen, Stiftungsfesten und unzähligen neuen Vereinskämpfungen beginnt zu erwidern. Den sonnigen, heißen Hochsommer legt sich der Herbst mit seinen unliebsamwürdigen Launen folgen. Das Nachtigall, die im „Großen Garten“ des Abends ihre Freiwörter gab, hat sich reisefertig gemacht und zieht sich an, gen Süden zu fahren, eh' Sturm und Regen sie überraschen. Dafür kommen andere Wandervögel in unserer Residenzstadt gezogen, leichtes, fröhliches Kitzelwerk, das die Dresdener an den kalten, kalten Winterabenden unterhalten und zerstreuen soll. Ein erotischer Singvogel hat bereits den Anfang gemacht. Das ist die indische Nachtigall, die Prinzessin Bruchantia, die im Victoria-Salon ihre wohlklingenden italienischen Melodien und schlichten deutschen Weisen jetzt allabendlich vernehmen läßt. Und ihr wird bald eine große, bunte Schaar anderer Wandervögel aus aller Herren Länder folgen.

Der Dresdener wird es schon verstehen, sich über die trüben Herbst- und Wintertage fidel „hinwegzumistern“. Der scheidende Sommer läßt sich zuletzt noch von seiner besten Seite. Und thut dies auch der kommende Herbst, dann hat er der Reize genug, die uns Menschenherz herabzuholen können in die erste derben Natur. Da pilgern sie hin wie zu den schönen Sommerabenden hinaus, Männlein und Weiblein, mit und ohne Anhängel, mit und ohne Ehestandsbescheinigung. „Wie's trefft!“ würde der bekannte kleine Polate sagen. Die einen wallfahrten nach den nahegelegenen Biergärten, mit denen Dresden und seine Umgebung so reich gesegnet ist und wo es neben dem bescheidenen „Wobchen Gefach“ ein noch bescheideneres Freizeiter giebt. Die Anderen schweifen weiter in die Ferne. Sie fahren per Elektrische, Pferdebahn oder Dampfschiff nach den Dörfern mit und ohne Weg. Da sitzen sie dann mit ihrer sprichwörtlich gewordenen Gemüthlichkeit und plauschen und plaudern. Und ganz hinten in der dunklen Ecke des Gartens sitzen die Liebespärchen. „Er trinkt ein Glas Lager- und „Sie“ ein Glas Zuderbier. Ob auch der kühl Nachtwind die Blätter am Boden dahinfliegt, ob es auch „Herbst“ ist, wie Manche geschmackvoll zu sagen pflegen, in den Herzen dieser Glückseligen leuchtet heller, warmer Frühlingssonnenschein. Und diese Glückseligen schauen sich in die Augen, so tief und innig, daß sie sich dabei ganz die Hauptsache, das Irrende. Und wenn dann dem Dichter ein Lied in sanften Wellen erklingt, bei dem es den stillen Vätern so warm und mäßig ums Herz wird, dann kann der ferne Beobachter mit Sicherheit die Wahrnehmung machen, daß sie sich auf jedem Tische je zwei Schatten sich einander gegenüber, in einander zusammenhängen, Eins geworden sind und sich

nach geraumer Zeit wieder, was sie waren, zwei Schatten werden. Der Mond, der stille Schleicher, der Freund der Liebenden und stoffarmen Poeten, fliehet. Er ist discret und sagt kein Wort. Was könnte er auch für schöne und unschöne Liebesgeschichten während seiner langen Laufbahn erzählen!

Er sah, wie sich Sulamit aus Salomos prächtigem Harem schlich und beim Feigenbaum ihren geliebten Orientknaben sehnen erwartete. Er hörte, wie sie seufzte: „O, würde mir ein Kuß von den Lippen Deines Mundes!“ Da hört sie des Gesehnten Ruf. Er eilt herbei, schließt sie in seine Arme und küßt ihr die Stirn. In den aufstehenden, blühenden Nebenbüden girren die Turteltauben. Der feuchte Mond fliehet hinter eine große Wolke. Die Scenerie ist plötzlich dunkel. Armer, reicher König Salomo! . . .

Der Mond sah, wie im Garten Brühls zu August des Starren Zeiten allerbaldigste Alotria getrieben wurden; wie der saubere Premierminister, dem Sachsen die Terrasse, 100 Millionen Thaler Staatsschulden und eine respectable Hungersnoth zu verhandeln hatte, der 300 000 Thaler ungestraft unterschlagen hatte, wie dieser saubere Premierminister all die schönen, leichtesten Italienerinnen, so z. B. die Formera, die sein Herr und Gebieter sich für das schwere Geld seiner getreuen Unterthanen kommen ließ, um sie fingen zu hören und küssen zu können, nachträglich in seinem Lustgarten auch noch abkühlte. Der Mond sah zu jener Zeit im Dresden „Großen Garten“ manche Orgie, die er einst nur zur Kaiserzeit in den Gärten Roms erblickt hatte. Da wandelten im Dresden Lustgarten in buntem Durcheinander Casseaten, italienische Sängerinnen, französische und polnische Tänzerinnen. Und die Gräfin Orsello, des Polenkönigs schöne Geliebte, ging mit einem jungen Prinzen durch die dunklen Gänge des Gartens. Toll war der arme Prinz vor Liebe. Später sah ihn der Mond wieder, doch nicht unter schönen Frauen und glänzenden Edel-Leuten in lauer Sommernacht, sondern in einer eiskalten Decembernacht bei dem Dorfe Leuthen. Da stand, in den Mantel gehüllt, nach heißer Schlacht der Preußenkönig und sein Ohr vernahm den rauhen Gesang seiner Grenadiere: „Run banket Alle Gott!“ . . .

Kein Wunder, wenn den Mond alle Dichter und Dichterlinge befragen. . . . Das schönste Lied hat ihm Jupiter-Goethe gewidmet. Er hatte auch Grund dazu. Wenn ihn der Mond belauschte, so sah er stets einen glücklich Liebenden Dichter. Und Reiner hat dem Mond ein solches Hohngedicht an den Hals gemorfen — pardon, der Mond hat ja nur einen Kopf, aber gar keinen Hals! — kein Dichter hat dem Mond ein solches Pamphlet an den Kopf gemorfen, als der ungezogene Liebling der Grazien, Alfred de Musset. Er hatte auch Grund dazu!

Der Mond sah einst, wie ein unglücklicher Dichter, der glühend und erregend von der Liebe und Untreue des Weibes sang, in Venedig von einer Abschied nahm, die nicht minder erregend die Liebe und Untreue zu schildern vermochte. Erst liebten sich Beide wie toll und dann schieden sie kalt und bößlich von einander. Sie lieb

in der Dogenstadt zurück, und er eilte nach Paris, um dort sein verlorenes Glück zu vergessen. Absinth und Morphinium mußten ihm den Trost geben, den er von seiner reichen Poesie nicht erwarten zu können glaubte. Das war ein toller, trauriger Roman zwischen „Elle et Lui“ zwischen Alfred de Musset und George Sand. Und doch spielt sich in jeder Großstadt dieser traurige Roman wohl an die hundertmale im Jahre ab, aber die Helden in diesem Romane sind gewöhnlich unbekanntes Großen, und deshalb erregt der Roman „Elle et Lui“ kein Aufsehen.

Doch ich bin vom Thema plötzlich abgekommen. Ich sprach von Alfred de Musset, daß er den Mond gar so schlecht behandelt hat.

Er hat ihm eine Ballade gewidmet, die zugleich eine Verhöhnung der romantischen Poesie ist.

Den Mond durch Nebel scheinen
 Hoch überm Thurme sieh
 Wie einen
 Punkt über einem i!

So beginnt sie. Und nun die drolligen Bilder und Vergleiche! Wie eine dicke Spinne ohne Weine am Himmel hinrollend; wie ein Kuckuck für irgend einen dummsüßigen Eberuch; wie ein großer Käse, der vom Wurme angegriffen wird usw., so erscheint dem Spötter Musset der Mond . . .

Das Concert ist aus. Nach Hause, nach Hause! Die Septembernächte sind schön und gefährlich wie manche Damen, die nur bis 11 Uhr Nachtzeichen von der Polizei erhalten. Man hölt sich leicht einen Schnupfen. Das Publikum bricht auf, zuerst natürlich die verlierten Schatten. Sie schloßen sich rechtzeitig in die dunklen Seitentwege, wo große Bäume den neugierigen Mond abhalten.

In der Ferne liegt Dresden. Tausend Lichter erstrahlen da. Und der breite Elbstrom zieht sich wie ein langes, dunkles Band durch die hell erleuchtete Stadt.

Während spiegelt sich der Mond in seinen Fluthen. Was mag der jetzt für Schnitzschmuck der verlierten thörichtesten Menschenkinder sehen! Hertzgott, wie lange ist es doch wohl her, als ich denselben Weg einmal mit Einer ging? Der Mond zeigte uns hellstrahlend den Weg. Wir gingen Hand in Hand und seufzten ohne Ende. Ich denke an jene Zeit der thörichtesten, süßen Liebe. Eine Sentimentalität überfällt mich, und ich kiffere wie ein frommes Gebet Jupiter-Goethes Lied an den Mond: „Flüßel wieder Ruch und Thal mit mir Rebeglantz. Löset endlich auch einmal meine Seele ganz!“ — Da schaue ich unwillkürlich auf. Ich sehe in der Ferne den Kreuzthurm emporragen, und darüber steht der Mond „comme un point sur un i — wie ein Punkt über einem i“.

Ich muß plötzlich laut aufschreien, und ich denke an den curiösen Roman „Elle et Lui“, der so lustig beginnt und so traurig endet . . .

*) „Elle et Lui“ („Sie und Er“) ist ein Roman der George Sand.